

Dorothea Morgenroth

AUF DEN *F* LÜGELN
DER *Z* EIT

Roman

Wer weise ist, der achte auf diese Dinge,
und er wird erkennen,
wie die Gnade des Herrn
in der Geschichte am Werk ist!

Psalm 107,43

Prolog

Inis Beag, Frühling 2019

So unmerklich, wie die Flut sich herangeschlichen hatte, zog sie sich auch wieder zurück. Woge für Woge rollte das Wasser hinab in die Tiefe des Atlantiks und entblößte damit die sanft abfallende Fläche des Meeresbodens: von den Wellen gezeichnete, gleichmäßige Rillen im Sand, durchsetzt mit licht schimmernden Pfützen und überzogen mit Splintern von Muscheln, Krebscheren und feuchtem Tang. Aus den rosafarbenen Strandnelken am Rand der Gezeiteninsel erklang die unverkennbare Stimme des Strandpiepers und übertönte sogar die heiseren Rufe der Möwen. Auf den nahen Salzwiesen kauerte ein Kaninchen in Habachtstellung. Es behielt die unbekümmert neben ihm weidenden Jungkühe ebenso im Blick wie die Menschen, die vom Strand her auf einen alten bärtigen Mann zuströmten, der dem Kaninchen nicht minder vertraut war als die Weidetiere.

Auch der Wind piff ein altbekanntes Lied durch die Mauerreste der Klosterruine, in der der Alte und seine Besucher sich versammelten. Und endlich erklang wie erwartet die raue, jeden Zuhörer reglos an seinen Platz bannende Stimme des Erzählers.

Lange vor unserer Zeit, als dieses Eiland noch Teil der Küste war und mächtige alte Eichen die Quelle und das Kloster bewachten, lebte in dessen Mauern ein junger Mönch. Seine Eltern hatten ihn aus weiter Ferne hierhergeschickt, damit er sich aus dem Studium der Heiligen Schriften

nähren und ein Leben im Dienst an seinen Mitmenschen führen sollte. Der junge Mönch hingegen fühlte sich zu einem anderen Dasein berufen.

Abend für Abend vernahm er diesen Ruf, sobald er seine Gebete beendet hatte und am Strand entlangwanderte, um sich an der Herrlichkeit der göttlichen Schöpfung zu erquicken. Jede Woge, die aus der Tiefe des Ozeans heranrollte, für einen Augenblick im Sand an seinen Füßen leckte und sich wieder zurückzog, um sich weit draußen erneut mit ihrresgleichen zu vereinen, rief ihm zu, ihr dorthin zu folgen. Im Rauschen der Brandung an den nahen Felsen erkannte er die raunende Forderung, sich von ihr in ein Land voller Schönheit, Freude und Lachen forttragen zu lassen. Und in jedem Tropfen salziger Gischt, der seine Haut benetzte, gewahrte er den Geschmack eines verheißenen Landes jenseits des Ozeans. So wuchs in seinem Herzen mit jedem Tag das Drängen, sich auf die Suche nach jenem Ort zu begeben, in dem alle Wünsche und seine tiefe Sehnsucht Erfüllung finden würden.

Seine Mitbrüder aber hatten kein Verständnis für das Ansinnen des jungen Mönches. Die Vorstellung eines verheißenen Landes taten sie als Schwärmerei ab – geboren aus der Leichtfertigkeit seiner Jugend – und rieten ihm, die unangebrachte Rastlosigkeit beim Anblick der See durch strengste Disziplin zu bezwingen.

Ihrem Unverständnis zum Trotz machte sich der junge Mann im Verborgenen an den Bau eines Bootes. Aus kräftigen und dennoch biegsamen Ästen formte er einen Rumpf und bespannte diesen mit Tierhäuten. Mit einem Segel – aus demselben Material gefertigt – war sein Boot tüchtig für die Reise übers Meer. Damit war der Tag des Aufbruchs gekommen: Während die Brüder sich am frühen Morgen zum Gebet versammelten, stach der junge Mann mit seinem Boot, das man auch Curragh nannte, in See.

Soeben stahlen sich die ersten Strahlen der Sonne über die Klostermauern, die bereits hinter ihm lagen, und zeichneten eine goldene Bahn

auf die endlosen Wasser vor ihm. Ein frischer Wind füllte das bescheidene Segel, und das kleine Boot nahm Fahrt auf. Das Herz des jungen Seefahrers war voll Freude und Zuversicht: Schon bald würde er den Ort finden, von welchem die Wogen ihm seit jeher erzählten – den Ort, an dem Geist und Seele endlich zur Ruhe gelangen konnten!

Er kreuzte die Meere von Ost nach West und von Süd nach Nord, erkundete jedes neue Ufer, das vor seinem Bug auftauchte, und entdeckte dabei die wunderlichsten Dinge: schwimmende Berge aus gehämmertem Eis und andere aus flüssigem Feuer, unter den Wogen sich wiegende grüne Wälder sowie ein geheimnisvolles Glühen wie von tausend winzigen Feuerstellen – und nicht zuletzt Länder voller Menschen mit den absonderlichsten Sitten und Gebräuchen.

Doch so viele verschiedene Ufer er auch ansteuerte und so weit sein Curragh ihn auch trug, eines blieb dem rastlosen Seefahrer dennoch verwehrt: das Land zu finden, das seine ungebändigte Sehnsucht stillen und die sich immer weiterrollenden Wogen in seinem tiefsten Inneren endgültig zur Ruhe bringen konnte.

Klagend strich der Wind durch das Gemäuer, als die Stimme des Storytellers verklang, sodass die Zuhörer sich nur mühsam aus dem Bann seiner eindringlichen Worte zu reißen vermochten. Einer nach dem anderen erhob sich von seinem Platz im Gras oder auf den geschichtsträchtigen Steinen. Und als sie anfangen, leise Worte miteinander zu wechseln, wusste das Kaninchen: Es war an der Zeit! Mit fliegenden Läufen verschwand es in dem unterirdischen Höhlensystem der Ruine, bevor die Inselbesucher sich über das ganze Eiland verteilten.

Kapitel 1

Köln, April 2019

Ein schriller Misston durchbrach die im Wohnzimmer herrschende Stille, tönte blechern durch die warme, leicht abgestandene Abendluft. Die Türglocke!

Nun hat ein Läuten an der Wohnungstür, ob melodisch oder schrill, bisweilen gewisse Untertöne. In erwartungsvoller Erregung tönt die Glocke zum Beispiel, wenn ein Kind sie betätigt, das von der Schule nach Hause kommt und entweder das Mittagessen oder die nachmittägliche Freizeit oder beides gemeinsam kaum mehr erwarten kann. Ungeduldig-fordernd dagegen läutet der Paketbote, der noch einen Laderaum voll weiterer eiliger Lieferungen hat und nur ein hastig dahingekritzelttes Autogramm auf seinem Display sehen will. Verhalten-selbstbewusst klingelt wiederum der Mann von den Stadtwerken in seiner amtlichen Mission, und zaghaft-verhalten klingeln unangekündigte Besucher sowie Bittsteller jeglicher Art. Der Vertreter der Baufirma etwa, der einem Hauseigentümer die Dienste seines Betriebes zur Verschönerung des Eigenheims anbietet, oder das Mitglied eines Vereins mit einer Sammelbüchse samt Unterschriftenliste in der Hand ...

Das Läuten an Delias Tür war von letzterer Art – zaghaft-verhalten –, und es kam ihr mehr als ungelegen. Eben erst hatte sie sich auf die Couch fallen lassen und die Füße hochgelegt, um nach einem

anstrengenden Arbeitstag die wohlverdiente Ruhe zu genießen. An einem sonnigen Frühlingstag in einem Café nahe am Dom zu arbeiten, das war wahrlich kein Zuckerschlecken. Der Strom der kaffeedurstigen Besucher war kaum einmal abgerissen: Touristen, die soeben den Kölner Dom besichtigt hatten oder noch besichtigen wollten, waren ebenso darunter wie junge Leute auf Shoppingtour, Anzugträger mit Aktenmappe und gehetztem Gesichtsausdruck sowie deren weibliche Pendants. David, der Barista, hatte seinen Platz hinter der Kaffeemaschine keine zwei Minuten verlassen können, und Delia hatte sich auf ihrem Weg zwischen Theke und Tischen schier die Füße wund gelauften. So etwas hatte sie in den drei Monaten, die sie mittlerweile für David arbeitete, noch nicht erlebt.

Die Dreiundzwanzigjährige wünschte sich deshalb momentan nichts anderes, als dazusitzen und mit dem Zeichenstift in der Hand zu entspannen. Kam dabei eine brauchbare Illustration für ihren Arbeitgeber heraus, war es gut; falls nicht, auch kein Problem.

Was dagegen heute definitiv nicht mehr auf ihrer Liste stand, war der Empfang von unerwarteten Besuchern. Und an eine Verabredung für heute Abend konnte Delia sich beim besten Willen nicht erinnern.

Mit einem unwilligen Seufzen schwang sie ihre Beine von der Couch und ging zur Wohnungstür, während die Glocke zum zweiten Mal ertönte. Noch eine Nuance zaghafter als beim ersten Mal und dennoch nicht zu überhören.

Sie öffnete die Tür lediglich so weit, dass sie zwei ältere Damen davorm ausmachen konnte. Wobei nur eine der beiden tatsächlich betagt war – sie zählte mindestens siebzig Jahre –, die andere war im Alter von Delias Mutter.

„Guten Tag, how are you?“, grüßte Erstere. Und während Delia verblüfft den englischen Gruß registrierte, fügte die zweite Dame in derselben Sprache hinzu: „Bitte entschuldigen Sie die Störung, Miss! Ich

hoffe, Sie verstehen mich überhaupt, denn ich fürchte, wir haben eine etwas ungewöhnliche Bitte an Sie!“

„Ja?“ Abwartend hob Delia die Augenbrauen. Noch hegte sie die Hoffnung, die beiden Unbekannten rasch wieder loszuwerden.

Die jüngere Frau fuhr fort: „Falls es Ihnen keine allzu großen Umstände macht, würden wir uns sehr darüber freuen, wenn Sie uns gestatten, einen kurzen Blick in Ihre Wohnung zu werfen. Sie müssen wissen, meine Mutter“, sie legte ihre Hand auf den Arm der älteren, „hat genau hier die ersten Jahre ihres Lebens verbracht, bevor sie in der Nachkriegszeit nach Irland geschickt wurde, wo sie seither lebt. Sie würde so gern noch einmal den Ort ihrer frühesten Kindheit sehen!“

„A-ha!“ Delias Augenbrauen hoben sich ein weiteres Stück, und sie musterte ihre Besucher wortlos. Hatte sie das in dem äußerst merkwürdig betonten Englisch vorgebrachte Anliegen der beiden richtig verstanden? Sie baten tatsächlich um Zutritt zu ihrer Wohnung? Wie unverfroren war das denn, bitte schön? Handelte es sich dabei vielleicht um eine neue Masche von Trickbetrug? Eine ihr unbekannt Methode, mit deren Hilfe Einbrecherbanden Häuser ausspähten, um sie zu einem späteren Zeitpunkt auszurauben? Sie erinnerte sich deutlich daran, wie ein Kunde im Café neulich von einem Anrufer erzählte, der – unter dem Deckmantel polizeilicher Präventionsmaßnahmen – Auskunft über eventuell in der Wohnung vorhandene Wertgegenstände verlangt hatte. In einer Stadt wie Köln war in der Tat alles möglich, so betulich und glaubwürdig die beiden Ladys mit ihren über den Arm gelegten Allwetterjacken und ihrem ungewöhnlichen Englisch auch wirkten ...

„Ich kann Ihr Misstrauen durchaus nachvollziehen, Miss ...“, die hochgewachsene Dame mit dem silbernen, kunstvoll hochgesteckten Haar warf einen kurzen Blick auf das an der Tür angebrachte Namensschild, „... Miss Winter. Heutzutage kann man gar nicht vorsichtig

genug sein. Aber ich versichere Ihnen, ich bin wirklich nur eine alte Dame auf der Suche nach meinen Wurzeln: Mrs Rosie Healy aus Sligo, Irland, und dies ist meine Tochter Mrs Valerie O'Shea. Möglicherweise haben Sie ja schon einmal von der *Operation Shamrock* gehört, in deren Rahmen man damals ausgebombte deutsche Kinder nach Irland schickte?“

Mrs Healy – falls das ihr tatsächlicher Name war – besaß den gleichen eigenartigen Akzent wie ihre Begleiterin, aber ihre Stimme klang überraschend weich und melodisch. Sie sprach mit dem Timbre einer Märchentante, der Delia als Kind stundenlang hätte lauschen können. War das lediglich ein auf Sympathie abzielender Teil ihrer Tarnung oder doch echt?!

Weiterhin zögerlich antwortete Delia: „*Operation Shamrock*? Sorry, nein, davon habe ich nie gehört!“

„Tatsächlich nicht? Wie schade! Well, dann kann ich Sie nur bitten, unserer Geschichte trotzdem Glauben zu schenken. Oder brauchen Sie ein wenig Zeit, um die Fakten zu überprüfen, ehe Sie uns für einen kleinen Moment einlassen? Wenn das der Fall sein sollte, kommen wir gern morgen um dieselbe Zeit wieder, nicht wahr, Valerie?“

Mrs Healy neigte den Kopf zu ihrer Begleiterin, und diese bestätigte: „Sicher, Mum. Wenn das dein Wunsch ist, werden wir das möglich machen!“

„Schön! Wollen wir es dann so vereinbaren, Miss Winter?“ Die alte Dame lächelte. Dabei legte sich ihr schmales Gesicht in feinste Fältchen, und ihre wässrig blauen Augen strahlten Delia so offen an, dass diese ihrem Herzen einen Ruck gab. Manchmal musste man seinen Mitmenschen eben einen gewissen Vertrauensvorschuss schenken.

„Das wird nicht nötig sein“, erklärte sie deshalb. „Kommen Sie doch gleich herein, nachdem Sie schon mal hier sind!“ Sie trat beiseite, um die ungeladenen Besucher passieren zu lassen.

„Sind Sie sicher? Das ist überaus freundlich von Ihnen, Miss Winter. Wir werden Ihnen wirklich nur wenige Minuten zur Last fallen!“

„Schon in Ordnung, sehen Sie sich in Ruhe um!“ Delia bemühte sich um ein einladendes Lächeln.

„Vielen, vielen Dank!“ Während sie sprach, trat Mrs Healy aus dem dämmrigen Flur ins Wohnzimmer, wo sie sich forschend umsah.

Ihr Blick glitt wortlos, aber eingehend, über die moderne Einrichtung. Einige Sekunden lang haftete er an Delias selbst gestaltetem Wandtattoo, einem blühenden Löwenzahn, dessen Samen vom Wind davongetragen wurden. Die kleinen Samenschirmchen bestanden aus Begriffen wie *Faith*, *Hope*, *Love* und *Grace*, der Pflanzenstängel wurzelte in einer aufgeschlagenen Bibel.

„Wie schön! Das gefällt mir, Miss Winter“, sagte sie und lächelte. Dann trat sie ans Fenster und schaute angestrengt hinaus.

Das erwartungsvolle „Und?“ ihrer Tochter beantwortete sie mit einem traurigen Kopfschütteln. „Nichts. Ich spüre nicht die geringste Verbundenheit mit diesem Ort. Es ist, als wäre ich niemals hier gewesen. Nicht einmal beim Blick aus dem Fenster kommt die Erinnerung zurück. Aber selbstverständlich war das Bild der Stadt damals ein vollkommen anderes, die Bomben hatten die Innenstadt ja komplett zerstört. Und den Wiederaufbau erlebte ich nicht mehr hier vor Ort.“

„Das tut mir leid!“, entgegnete die Tochter.

In der Zwischenzeit öffnete Delia schweigend die Türen von Schlafzimmer und Küche. Mrs Healys deutlich sichtbare Enttäuschung hatte sie endgültig von der Echtheit der Geschichte überzeugt. Allerdings wünschte sie, ihr wäre vor dieser „Besichtigung“ ein wenig Zeit zum Aufräumen geblieben. In der Küche, die von den Maßen her an die einer Puppenstube erinnerte, stapelte sich das Geschirr von zwei Tagen. Auf dem Tisch standen die Reste ihres Abendessens, und

im Schlafzimmer hatte sich ein Berg schmutziger Wäsche angehäuft. Eine leichte Röte stieg ihr ins Gesicht.

Glücklicherweise schienen die beiden irischen Frauen von der Unordnung nichts wahrzunehmen. Mrs Healys Reaktion auf die restlichen Wohnräume blieb die gleiche wie zuvor. Und ihre anfängliche Enttäuschung war offenbar noch gewachsen.

„Bleibt nur noch das Badezimmer“, erklärte Delia und öffnete die letzte schmale Tür. „Aber Sie betreten es besser nicht zu zweit, es ist noch winziger als die Küche!“

„In Ordnung. Mutter!“ Die Tochter schob die ältere Dame nach vorn, und diese betrat das kleine fensterlose Bad. Eine Sekunde später keuchte sie hörbar auf.

„Das ist es! Ich erinnere mich! Hier war früher unsere Besenkammer – es gab nur ein Badezimmer für alle Bewohner des Stockwerks, und das befand sich auf dem Korridor – und in dieses Kämmerchen hier pflegte meine Großmutter meinen Bruder einzusperren, wenn er mal wieder etwas Ungehöriges angestellt hatte. Er war nämlich ein echter Wildfang, der liebe Gerd.“

Mrs Healy schob den Vorhang der Miniduschkabine beiseite und fuhr in fieberhafter Erregung fort: „Manchmal ließ ich mich mit ihm einsperren, damit er sich nicht so allein fühlte. Dann saßen wir zu zweit genau in dieser Ecke, im Stockdunkeln, denn die Dunkelheit war Teil der Bestrafung. Wir starrten auf den schmalen Lichtschimmer unter dem Türspalt und erzählten einander alle möglichen Geschichten. Ich erinnere mich daran, als hätten wir erst gestern hier gesessen. Am liebsten sprach Gerd davon, dass er sich bald auf den Weg machen würde, um Vater aus der Gefangenschaft zu befreien, und wie gut es uns dann ginge, wenn Vater wieder zu Hause wäre. Wie wir uns jeden Tag satt essen und am Sonntag gemeinsam im blühenden Park spazieren gehen oder aufs Land hinausfahren würden.“

Ihre Stimme verklang. Soweit Delia von ihrem Platz im Türrahmen aus sehen konnte, wischte die alte Dame sich eine Träne von der Wange.

„O Gerd, mein lieber Gerd!“, seufzte sie dabei und legte zitternd eine Hand auf die geflieste Wand, als könnte sie dadurch weitere Erinnerungen heraufbeschwören. Oder gar ihren Bruder Gerd? Ein leichter Schauer kroch über Delias Rücken.

Nur wenige Minuten später schloss sie die Tür hinter Mrs Healy und deren Tochter, doch die Gänsehaut blieb. Was mochte aus besagtem Bruder geworden sein – aus dem Vater in Kriegsgefangenschaft und der Großmutter, die die Kinder offenbar aufgezo-gen hatte?

Wie zuvor ihre Besucherin stellte sich nun auch Delia ans Wohnzimmerfenster und starrte nach draußen. Sie versuchte, sich vorzustellen, wie die Stadt vor siebzig Jahren ausgesehen hatte. Bombenkrater; Ruinen von Häusern, denen die Dächer und Mauern ebenso entrissen worden waren wie den darin lebenden Familien die Angehörigen – manchmal sogar ihr ganzes bisheriges Leben. Überall Trümmerberge und dazwischen ein paar ausgemergelte Kinder und Frauen in Lumpen. Dazu der eine oder andere Kriegsversehrte, all die Vertriebenen und Heimatlosen in ihren zerlum-p-ten Gewändern ...

Solche Bilder waren Delia nicht unbekannt, sah sie diese doch fast täglich in den internationalen Nachrichten – aber nie zuvor hatte sie sie mit ihrer Heimat und ihrem persönlichen, friedlich-bescheidenen Dasein in Verbindung gebracht. Nie hatte sie sich so unmittelbar betroffen gefühlt wie heute, da sie aus demselben Fenster einer Wohnung im dritten Stock auf ihre Heimatstadt hinunterstarrte wie einst ein kleines Mädchen namens Rosie. Ein Kind, für das es nichts Besonderes bedeutete, in eine enge dunkle Kammer gesperrt zu werden, obwohl genau dort die Erinnerung an die bis dahin überstandenen Bombennächte doch am mächtigsten gewesen sein musste. Ein

Mädchen, für das Hunger, Kälte und der Mangel an den alltäglichsten Dingen stetige Begleiter waren und das in einer Welt lebte, in der alte Frauen und kleine Kinder – die Unschuldigsten an jenem grausamen Krieg – allein für sich sorgen mussten ...

Endlich kehrte Delia dem Fenster den Rücken zu. Es war kalt geworden in ihrer Wohnung, obwohl diese im hellen Abendsonnenschein lag.

Sie ergriff eine Decke und wickelte sich hinein, aber die bedrückenden Bilder vor ihrem inneren Auge wollten nicht weichen.

Schlussendlich nahm die junge Frau ihr Zeichenzeug vom Couchtisch, das sie vor dem denkwürdigen Klingeln an der Wohnungstür dort abgelegt hatte, und setzte ihre Eindrücke in eine Skizze um. Unter ihrem Bleistift entstanden die Gestalten der kleinen Rosie und ihres Bruders Gerd, die eng aneinandergeschult im Dunkeln vor einer leeren Fensterhöhle kauerten und auf eine trostlose Trümmerlandschaft starrten.



Es geschah nicht oft, dass Eindrücke oder Erlebnisse des Tages Delia bis in ihre Träume hinein verfolgten. Wobei, in der ersten Zeit ihrer Arbeit im Café malte sie im Traum kleine Muster in den Milchschaum einer Cappuccinotasse und balancierte volle Tablett, sobald sie die Augen schloss. Aber inzwischen schlief sie meist tief und traumlos.

Nicht so in dieser Nacht: Im Traum verwandelte sich das Geschwisterpärchen, das sie am Abend gezeichnet hatte, plötzlich in sie selbst und ihren drei Jahre älteren Bruder Simon. Aneinandergefesselt saßen sie in Delias Duschkabine, während draußen Sirenen heulten und Flugzeuge über ihren Köpfen dröhnten und nicht nur ihre Wohnung, sondern die ganze Welt um sie herum explodierte. Möbel und Mauerbrocken flogen durch die Luft, gingen direkt vor

der Duschkabine nieder. Und so unmöglich das auch in der Realität wäre – eines dieser Trümmerteile durchschnitt die Fesseln zwischen den Geschwistern und riss Delias Bruder mit sich fort, sodass sie laut schreiend allein zurückblieb.

Von diesem Schrei wurde sie endlich wach. Sie war schweißgebadet, ihre Bettdecke lag am Boden, und ihren Kopf hatte sie unter dem Kissen vergraben. Zutiefst aufgewühlt von der eben durchlebten Panik wankte Delia zuerst ins Bad und von dort in die Küche, um etwas zu trinken; aber danach wollte sich der Schlaf partout nicht mehr einstellen. Ihre Gedanken kreisten beständig um den Besuch der alten Dame und um deren Erlebnisse in der Vergangenheit, die eine tiefe Betroffenheit in Delia ausgelöst hatten.

Etwa alle halbe Stunde blickte sie auf ihren Wecker und war geradezu erleichtert, als dieser um 5.45 Uhr endlich Alarm schlug. Sie übernahm heute die Vormittagsschicht, was bedeutete, dass sie um 7.00 Uhr am Tresen zu stehen und unzählige Kaffees to go an ebenso unzählige (und ungeduldige) Kunden auszuschenken hatte. Hoffentlich war sie bis dahin wieder imstande, an etwas anderes zu denken als an Krieg und Zerstörung und Kinder, die ihre Heimat verloren.

Entschlossen, sich auf ihre Aufgaben zu konzentrieren, bahnte Delia sich mit dem Fahrrad einen Weg durch den morgendlichen Berufsverkehr, der immer dichter wurde, je näher sie dem Stadtzentrum kam. Dass sie dennoch beinahe einen am Straßenrand parkenden Wagen rammte, war nicht ihre Schuld. Ohne sich umzusehen, riss der Autofahrer seine Tür auf, und Delia konnte nur durch eine riskante Vollbremsung einen Zusammenstoß verhindern. „Oh, Verzeihung“, murmelte der ältere Herr und musterte sie betroffen, „ich habe gar nicht ...“

„Schon in Ordnung, ist nichts passiert!“, schnitt Delia ihm das Wort ab und schob den Rucksack zurecht, der ihr über den Kopf gerutscht

war. Kopfschüttelnd radelte sie weiter. Der neue Tag begann in der Tat nicht viel verheißungsvoller, als die vergangene Nacht geendet hatte!

Bald darauf stand sie gemeinsam mit David hinter der Theke, vor der die Schlange der Kunden wie erwartet immer länger wurde, und füllte Mehrwegbecher mit Kaffee oder Tee. *Caffè Latte*, *Latte macchiato*, *Cappuccino laktosefrei*, *Americano*, *Earl Grey mit Milch und Zucker* – Delias Schädel brummte, aber ihre Hände verrichteten sämtliche Tätigkeiten wie automatisch. Keine Spur von Small Talk und dem freundlichen Lächeln, die ihr sonst beim Ausschanken wie selbstverständlich über die Lippen kamen.

Es dauerte nicht lange, bis David es bemerkte. „Was ist denn mit dir los?“, erkundigte er sich leise, als beide für einen Augenblick mit dem Rücken zu ihren Kunden standen. „Hast du nicht geschlafen heute Nacht?“

„Wieso, sehe ich so aus?“ Delia fuhr sich mit der Hand durch den asymmetrischen Bob, dessen eine Hälfte deutlich kürzer gehalten war als die andere, wodurch er zumindest auf der einen Seite den Ohrringen Raum verschaffte, die sie so gern trug.

„Das nicht, du siehst wie immer toll aus!“, erwiderte ihr Chef und lächelte. „Bist nur ein wenig einsilbig heute – oder sollte ich sagen: griesgrämig?!“

„Ha, wenn du wüsstest!“ Delia drückte den Deckel auf den Becher in ihrer Hand und wandte sich zu ihrem Kunden um. Aber bei der nächsten Gelegenheit murmelte sie David zu: „Hab’ tatsächlich kaum geschlafen heute Nacht. Ich konnte einfach nicht abschalten.“

„Abschalten wovon?“

„Lange Geschichte! Wenn du magst, erzähle ich sie dir später, falls wir ein paar Minuten dafür erübrigen können.“

„Gut. Der erste Ansturm dürfte auch bald vorbei sein, es ist schon kurz nach halb neun.“ David nickte in Richtung der Uhr an der Wand,

ehe er mit einem strahlenden Lächeln einen gefüllten Becher über die Theke reichte. Dessen Empfängerin, eine junge Frau in kurzem Rock und dunklem Blazer, lächelte kokett zurück, ohne dass David es registrierte.

Fünfzehn Minuten später waren Delia und er endlich allein im Café, abgesehen von einem jungen Mann am Ecktisch. Ein böiger Wind und vereinzelt Schauer versprachen heute etwas weniger Menschen in die City zu locken.

„Zehn Minuten Pause, Lia!“, ordnete David an, legte den Wischlappen beiseite und schob seine Mitarbeiterin an einen der freien Tische. „Ich möchte endlich hören, was dich derart beschäftigt!“

„In Ordnung!“ Die Angesprochene ließ sich auf einen Stuhl sinken, schlüpfte aus ihren Schuhen und lockerte die Schürze. Es war ein entschiedener Vorteil, wenn der Chef gleichzeitig ein so guter Freund war, dass man sich in seiner Gegenwart vollkommen ungezwungen geben konnte – und sich nicht jedes Wort über sein Privatleben zweimal überlegen musste, ehe man es aussprach.

„Ich hatte gestern Abend zwei unerwartete Besucher, oder vielmehr Besucherinnen“, begann sie und schilderte David die ganze Situation samt der Auswirkungen auf ihren Gemütszustand. Er hörte ihr aufmerksam zu, ohne sie zu unterbrechen. Einzig die Tatsache, dass sie die Fremden tatsächlich in ihre Wohnung gelassen hatte, quittierte er mit einem Stirnrunzeln.

„Ich verstehe!“, bemerkte er, als sie verstummte. „So eine Geschichte hat durchaus das Potenzial, einem nachzugehen, wenn man aus heiterem Himmel damit konfrontiert wird! Trotzdem ... als dein wohlmeinender Chef – in erster Linie aber als besorgter Freund – muss ich anmerken, dass du ausgesprochen leichtsinnig gehandelt hast! Die beiden hätten schließlich alles Mögliche in deiner Wohnung anrichten können!“

„Nein, nicht diese alte Dame! Entweder waren es ihre gutmütigen blauen Augen oder ihre Kummerfalten oder – ich weiß auch nicht, sie hatte schlicht und einfach etwas an sich, was mich nach einer Weile komplett von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt hat. Und wie ich schon sagte, ich habe später diesen Begriff *Operation Shamrock* gegoogelt. Es stimmt, was sie darüber gesagt hat. Die sogenannte Operation Kleeblatt war eine Aktion des Irischen Roten Kreuzes. Ein Jahr nach Kriegsende holte dieses etwa fünfhundert hungerleidende, vernachlässigte Kinder aus den britischen Besatzungszonen, wie Köln eine war, ins eigene Land, um sie dort aufzupäppeln. Nur ein Detail, das Mrs Healy erwähnte, stimmt nicht: Laut der Vereinbarung mussten die Kinder nach drei Jahren wieder zurück in ihre Heimat geschickt werden. Mrs Healy hingegen hat ihr ganzes weiteres Leben in Irland verbracht. Du hättest mal das schräge irische Englisch der beiden hören sollen. Offensichtlich hat Mrs Healy ihre Muttersprache längst vergessen.“

„Das ist anzunehmen, wenn sie – lass mal überlegen: 1945 oder 1946 bis 2019 – schon seit dreiundsiebzig Jahren in Irland lebt!“

„Wow, dann ist sie tatsächlich noch älter, als ich sie geschätzt habe, und muss etwa zu Kriegsbeginn geboren worden sein. Was für eine traurige, traumatische Kindheit! Das schenkt einem doch eine ganz andere Sicht auf das eigene Leben, findest du nicht? Eine neue Dankbarkeit für Dinge, die uns vollkommen selbstverständlich erscheinen ...“

Nachdenklich spielte Delia mit ihrem Ohrring, einem türkisfarbenen Schmuckstein in silberner Fassung. Sie fühlte sich schon viel besser, nachdem sie ihre bedrückenden Gedanken mit jemandem geteilt hatte; selbst die furchterregenden Ereignisse aus ihrem Traum hatten etwas von ihrem Schrecken verloren.

David war ein guter Zuhörer: Bei allem Verständnis für Delias manchmal überbordende Emotionen beurteilte er Ereignisse wie die

vom vergangenen Abend doch wesentlich sachlicher und holte damit des Öfteren auch sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Er war ein echter Freund – und wäre wohl gern noch etwas mehr als das, wie nicht einmal Delia übersehen konnte.

Sie verstand selbst nicht, weshalb sie sich nicht längst Hals über Kopf in ihren Chef verliebt hatte. David war achtundzwanzig und somit fünf Jahre älter als sie, er war ungebunden, bei einer Größe von einem Meter vierundachtzig athletisch gebaut und schlug mit seinen durchdringenden blauen Augen und dem schwarzen Haar die Kundinnen reihenweise in seinen Bann. Zudem setzte er in seinem Leben die gleichen Prioritäten wie Delia, und er war schon jetzt erfolgreich im Geschäftsleben. Vor knapp einem Jahr hatte er dieses Café eröffnet, dessen Konzept von persönlich fair gehandeltem Kaffee, selbst hergestelltem Gebäck und größtmöglicher Nachhaltigkeit in allen Bereichen sich schon jetzt bezahlt gemacht hatte.

Und er behandelte Delia nicht wie eine Angestellte, sondern eher wie eine Prinzessin. Oder eben wie die junge Frau, deren Herz er gern gewinnen würde – und die sich trotz all seiner Vorzüge nicht in ihn verlieben konnte. Weder vor drei Jahren, als sie sich an der Uni das erste Mal begegnet waren, noch jetzt, da sie Hand in Hand miteinander arbeiteten und sie oft spürte, wie Davids Blicke ihr folgten.

Nichtsdestotrotz war es eine gute Entscheidung gewesen, für ihn zu arbeiten. Delia hatte nicht einmal lange überlegt, als ihre Vorgängerin vor vier Monaten in den Mutterschutz gegangen war und David sie mehr oder weniger scherzhaft gefragt hatte, ob sie nicht für ihn arbeiten wolle. Scherzhaft deshalb, weil sie zu der Zeit noch in ihrem eigentlichen Beruf als Grafikdesignerin gearbeitet hatte.

Sie war in einer gut bezahlten Stellung bei einer namhaften Marketingfirma gewesen und hatte somit exakt den Job besessen, den sie sich seit ihrem Schulabschluss erträumt hatte. In den ersten Monaten

fühlte sie sich tatsächlich sehr wohl und stürzte sich mit Feuereifer in jeden Auftrag. Es war ein erhebendes Gefühl, die eigene Kreativität und ihre gestalterischen Fähigkeiten endlich in die Praxis umzusetzen und obendrein dafür bezahlt zu werden!

Doch Delia war Perfektionistin, und der Termindruck, unter dem sie ihre Aufträge abarbeiten musste, widerstrebte ihr. Stets plagte sie der Eindruck, das Projekt, an dem sie gerade arbeitete, sei noch verbesserungswürdig oder einfach nicht vollendet. Und ein unvollendetes Werk abzugeben, war für sie ein Ding der Unmöglichkeit. Folglich wurde sie immer nervöser, je näher die jeweilige Deadline rückte, und gab ihre Projekte schlussendlich nur widerwillig aus der Hand. Zu allem Überfluss wurden ihr die Produkte, die sie mit ihren Designs versehen oder bewerben sollte, immer unsympathischer.

„Wünsche ich mir wirklich, dass irgendjemand diese Zahnpasta kauft, obwohl die Produktion der Verpackung, die ich gerade so kunstvoll gestalte, umwelttechnisch absolut nicht vertretbar und der Werbeslogan darauf nichts anderes als eine dreiste Lüge ist?“, beklagte sie sich einmal bei ihrer Mutter, die sie mit einem mitfühlenden Blick bedachte.

Schlussendlich hatte sie ihre Arbeit so widerwillig verrichtet, dass sie Davids ursprünglich scherzhaft gemeintes Jobangebot spontan angenommen und folglich bei der Agentur gekündigt hatte. Und bis jetzt zumindest war sie recht glücklich mit dem neuen Job. Sie verkaufte Produkte, hinter denen sie tatsächlich stand, und der unablässige Termindruck gehörte der Vergangenheit an. Die finanziellen Einbußen nahm sie als Ausgleich für die Tatsache, sich endlich wieder wohl in ihrer Haut zu fühlen, gern in Kauf. Zudem fand sich sogar im Café ein passendes Betätigungsfeld für ihre Kreativität: die große schwarze Angebotstafel über der Theke und eine kleinere Ausgabe davon vor der Tür. Delia gestaltete sie täglich neu, und

keine andere Lokalität in der Stadt hatte kunstvollere Werbetafeln als sie.

„Mir scheint, damit hast du gestern deine ganz eigene Version von dem Besuch der alten Dame erlebt!“, holte David ihre Gedanken in die Gegenwart zurück.

„Wie meinst du das?“, hakte Delia, immer noch ein wenig abwesend, nach. Dann dämmerte es ihr. „Ach, du sprichst von Dürrenmatts alter Dame!“ Sie lachte. „Ja, das stimmt wohl. Aber jetzt habe ich uns lange genug von der Arbeit abgehalten, würde ich sagen!“

Sie beugte sich hinunter, um zurück in ihre Schuhe zu schlüpfen. Als sie sich wieder aufrichtete, starrte sie entgeistert in Richtung Eingangstür. Dort stand, genau wie gestern vor ihrer Wohnungstür, eine hochgewachsene Gestalt mit silbernem Haarknoten und einem wadenlangen Karorock. Eine Gestalt, die ihr heute schon fast vertraut erschien.

„Und wie *mir* scheint, David“, wisperte sie, als sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte, „erlebst auch du gleich deine eigene Version davon. Denn die Kundin dort drüben an der Tür ist niemand anders als meine alte Dame!“

Verblüfft folgte David ihrem Blick, während Delia sich erhob und langsam auf Mrs Healy zuing.

Kapitel 2

Hello, Mrs Healy, how are you?“

Verblüfft starrte Rosie auf die junge Kellnerin vor sich. Wie konnte das Mädchen sie mit Namen begrüßen, obwohl sie doch erst seit zwei Tagen in Deutschland war und dieses Kölner Café nie zuvor in ihrem Leben betreten hatte?

Rosie setzte ihren Stockschild ab und blinzelte gegen das grelle Licht der Deckenbeleuchtung. Wegen der tief hängenden Regenwolken herrschte draußen eher Dämmerlicht, sodass sie von der Lampe regelrecht geblendet wurde und nicht viel mehr als Umrisse erkannte. Dennoch erinnerte sie sich plötzlich. Das Mädchen war niemand anders als die junge Dame, die Valerie und ihr am vergangenen Abend die Tür geöffnet hatte!

Miss Winter, wie Rosie sich nach kurzem Überlegen ins Gedächtnis rief, war die heutige Mieterin der ehemaligen Wohnung ihrer Familie. Das asymmetrisch geschnittene braune Haar mit den blonden Strähnen war unverkennbar.

„Wenn Sie wünschen, nehme ich Ihnen den Schirm und die Jacke ab, und Sie wählen unterdessen ein gemütliches Plätzchen“, fuhr ihre junge Bekannte bereits fort. „Würde es Ihnen gleich hier am Fenster gefallen?“

„Gern. Vielen Dank, Miss Winter. Sie müssen entschuldigen, ich habe Sie auf den ersten Blick gar nicht wiedererkannt. Nun begegnen wir uns also ganz unverhofft zum zweiten Mal!“

„So ist es!“ Die junge Frau brachte den feuchten Regenschirm und die Jacke zur Garderobe nahe der Tür, nachdem sie Rosie zu dem freien Fenstertisch begleitet hatte. „Sind Sie denn heute ganz allein unterwegs?“, erkundigte sie sich dabei.

„Eigentlich nicht. Meine Tochter und ich haben im Moment nur etwas Zeit zu überbrücken, und Valerie wollte sie dazu nutzen, den Dom zu besichtigen. Ich hingegen gehe es lieber ein wenig ruhiger an, und Ihr Café macht so einen gemütlichen Eindruck.“

„Das klingt vernünftig. Die fünfhundertdreißig Stufen den Turm hinauf haben es nämlich in sich. Und einen Aufzug gibt es leider nicht.“ Die junge Frau lächelte breit und legte den Kopf leicht zur Seite, sodass der große Ohrring auf der Seite mit dem kurzen Haar sachte zu schaukeln begann.

„Uh! Dann bin ich gleich doppelt froh darüber, dass ich das Café gewählt habe und nicht den Dom.“ Rosie erwiderte das Lächeln. Sie mochte dieses Mädchen. Verschwunden war das Misstrauen, mit dem Miss Winter ihr und Valerie gestern Abend anfangs – verständlicherweise – begegnet war. Stattdessen schien das einnehmende Lächeln auf ihrem ebenmäßigen herzförmigen Gesicht gar nicht mehr weichen zu wollen. Dazu wirkte sie mit ihrer bescheidenen Größe von vermutlich knapp einem Meter sechzig und der schwarzen Kellnerschürze um die schmalen Hüften so zart und mädchenhaft, dass Rosie auf der Stelle den Wunsch verspürte, sie zu bemuttern.

„Was darf ich Ihnen bringen, Mrs Healy?“, erkundigte sie sich jetzt. „Vielleicht eine Tasse Tee und etwas von dem Gebäck, das mein Chef“, sie nickte zu dem groß gewachsenen jungen Mann hinter der Theke, „jeden Morgen frisch zubereitet? Heute haben wir Nussecken und einen herrlichen Blaubeer-Käsekuchen im Angebot.“

„Tee mit Blaubeerkuchen hört sich an, als wäre es genau das Richtige für mich“, erklärte Rosie.

„Wie schön! Ich bin gleich wieder bei Ihnen!“

Rosies Blick folgte der Kellnerin, als diese sich zu ihrem Chef hinter die Theke gesellte. Schweigend kochte der junge Mann den Tee, während sie ein Stück Kuchen aus der Vitrine nahm und es zusammen mit einem Täfelchen Schokolade auf einen Teller legte. Zu guter Letzt zupfte sie noch eine Blüte aus dem Blumengesteck, das oben auf der Glasvitrine stand, und arrangierte sie kunstvoll neben Kuchen und Schokolade. Ihr Chef quittierte es mit einem stummen Lächeln.

Die beiden waren ein eingespieltes Team, konstatierte Rosie für sich. Die Stille glich eher dem wortlosen Einvernehmen zwischen Freunden als der unbehaglichen Sprachlosigkeit, die eine Angestellte ihrem Chef üblicherweise entgegenbrachte. Ob die beiden eventuell mehr miteinander verband als diese Arbeitsbeziehung? Rein äußerlich zumindest würden sie perfekt harmonieren: der dunkelhaarige junge Mann mit den durchdringend blauen Augen und die mädchenhafte Kellnerin mit dem einnehmenden Wesen.

Rosie lächelte noch immer still vor sich hin, als die junge Frau eine Tasse Tee und den liebevoll dekorierten Kuchenteller vor ihr abstellte.

„Lassen Sie es sich schmecken“, bemerkte sie dabei. „Ich bin mir zwar nicht sicher, ob der Earl Grey Ihren irischen Ansprüchen an gelungem Tee gerecht wird, aber ...“

„Das wird er gewiss, meine Liebe!“, beruhigte Rosie.

Die Kellnerin schickte sich an zu gehen, wandte sich dann aber noch einmal zu ihr um und sagte: „Nachdem Sie gestern gegangen sind, habe ich übrigens noch kurz recherchiert, so wie Sie mir geraten haben. Über die *Operation Shamrock* ist bei uns heute nicht mehr viel bekannt, ich habe online nur wenige Artikel darüber gefunden. Aber diese spärlichen Informationen fand ich ehrlich gesagt ausgesprochen fesselnd!“

„Nicht wahr?“ Rosie nahm den ersten Schluck von ihrem Tee und schenkte ihrer Kellnerin ein anerkennendes Lächeln. „Dann sind Sie auch nicht mehr ärgerlich, dass wir gestern Abend derart aufdringlich an Ihrer Tür läuteten, Miss Winter?“

„Ganz und gar nicht, Mrs Healy. Und bitte, nennen Sie mich Lia. Eigentlich heiÙe ich Delia, aber meine Freunde kennen mich als Lia.“ Sie stützte eine Hand auf die Tischplatte und blickte Rosie interessiert an. „Werden Sie denn heute noch weitere Orte aus Ihrer Kindheit aufsuchen?“

„Orte nicht direkt, die habe ich leider zum größten Teil längst vergessen. Doch ich beabsichtige, später meine Schwester im Pflegeheim zu besuchen. Sie war 1946 schon vierzehn Jahre alt und somit jenseits der Altersgrenze für Kinder, die nach Irland ausreisen durften. Sie hat ihr gesamtes Leben hier in Köln verbracht. Und obwohl wir hin und wieder Briefe miteinander wechselten, haben wir uns doch niemals wiedergesehen. Mal sehen, ob wir einander überhaupt erkennen. Oder ob sie Näheres von Gerd weiß, der im Gegensatz zu mir damals nach Deutschland zurückgeschickt wurde ...“

Rosie verstummte. Weshalb nur musste sie seit dem vergangenen Abend so intensiv an ihren Bruder denken? Sinn und Zweck ihrer Deutschlandreise war doch im Grunde nur ihr Wunsch gewesen, zum Ende ihres Lebens hin einmal ganz explizit ihren Wurzeln nachzuspüren; die ehemalige Heimat eventuell noch einmal mit den Augen der Siebenjährigen zu sehen, die damals außer Landes geschickt worden war, und nicht, um ihrem verschollenen Bruder nachzutrauern.

Doch gestern – in diesem winzigen Badezimmer und der ehemaligen Besenkammer – hatte sie die Trennung von ihrem Zwillingenbruder wieder genauso schmerzhaft gespürt wie anfangs in Irland. Weil Gerd damals von einer anderen Pflegefamilie aufgenommen worden

war als sie selbst, war ihr zumute gewesen, als hätte man sie nicht nur ihrer Heimat, sondern zusätzlich der Hälfte ihres Herzens und ihrer Identität beraubt. Nächstelang hatte sie noch gemeint, ihren Zwillingbruder neben sich im Bett zu spüren, wie es bis dahin stets der Fall gewesen war. Und sie hatte bitterlich geweint, wenn sie ihre Hand ausstreckte und nichts zu fassen bekam als diese unbegreifliche Leere ... Schließlich war er, im Gegensatz zu ihr selbst, drei Jahre später nach Köln zurückgekehrt. Rosie hatte niemals wieder etwas von ihm gehört, abgesehen von den Briefen ihrer Schwester.

„Er war mein Zwillingbruder, müssen Sie wissen, und nachdem wir in Irland bedauerlicherweise voneinander getrennt wurden, habe ich ihn niemals wiedergesehen“, erläuterte Rosie traurig.

„Niemand wieder? Das ist ja entsetzlich! So vollständig abgeschnitten zu sein von allem, was Familie ist. Letzte Nacht habe ich etwas in dieser Art geträumt, und es war absolut grauenvoll!“ Lias braune Augen verfinsterten sich, und sie senkte den Blick zu Boden.

„Oh, dass Sie einen Albtraum hatten, tut mir leid für Sie, Lia. Er ist gewiss auf das zurückzuführen, was ich Ihnen berichtet habe.“ Mitfühlend tätschelte Rosie Lias Hand, die weiterhin auf der Tischplatte ruhte, und fuhr fort: „Und ja, grauenvoll ist so etwas in der Tat. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass mein himmlischer Vater mich selbst unter den dramatischsten Umständen nicht im Stich gelassen hat. Überdies schenkte er mir in Irland einen sehr liebevollen neuen irdischen Vater!“

„Das freut mich zu hören! Ich könnte Ihnen auch noch stundenlang zuhören, Mrs Healy, aber wie Sie sehen“, mit einem bedauernden Lächeln blickte Delia in Richtung einer Gruppe japanischer Touristen, die sich eben an den umliegenden Tischen niederließen, „habe ich zu tun! Jedenfalls wünsche ich Ihnen für den heutigen Besuch bei Ihrer Schwester alles Gute!“

„Vielen Dank, Lia, für Ihre Anteilnahme und speziell für den gestrigen Abend. Es hat mir viel bedeutet, diese Wohnung noch einmal zu betreten. Und falls Sie noch mehr über diese Shamrock-Geschichte erfahren wollen – ich bin noch für zwei weitere Tage in dem kleinen Hotel am Fischmarkt untergebracht und jederzeit bereit für eine Unterhaltung.“

„Ach so? Danke für das Angebot, vielleicht nehme ich mir morgen tatsächlich die Zeit, Sie dort zu besuchen.“ Einer der japanischen Touristen wedelte ungeduldig mit der Hand in Delias Richtung. Vermutlich hatte die Gruppe einen prall gefüllten Sightseeing-Plan und musste heute Abend bereits in Berlin oder in Süddeutschland sein. Ein wenig widerwillig wandte Lia sich zum Gehen.

„Ich würde mich sehr darüber freuen!“, rief Rosie ihr nach. Ein ausgesprochen nettes Mädchen, das mit solchem Interesse auf eine alte, an ihren wehmütigen Erinnerungen hängende Frau wie sie einging!

Während Delia in ihrem deutlich akzentuierten Oxford-Englisch die Bestellungen der Japaner aufnahm, kostete Rosie den ersten Bissen ihres Blaubeer-Käsekuchens. Er schmeckte köstlich – auch wenn die frischen Beeren nicht dieselbe fruchtige Intensität besaßen wie diejenigen in ihrer geliebten Heimat. Sie war eben Irin – vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen und von ganzem Herzen –, ungeachtet der Tatsache, dass sie einst hier in Köln das Licht der Welt erblickt hatte.

Gedankenverloren genoss Rosie ihren Kuchen, beobachtete Lia und deren Chef bei der Arbeit und steckte beiden schließlich ein großzügiges Trinkgeld zu. Dann trat sie vor die Tür des kleinen Cafés.

Der Regen hatte aufgehört, und Valerie würde sie jeden Augenblick hier abholen. Es war Zeit für ihren Besuch im Pflegeheim.

Rosie legte eine Hand auf ihr heftig pochendes Herz. In welchem Zustand würde sie ihre ältere Schwester dort antreffen? Seit ihrem

letzten Brief war etwa ein Jahr vergangen, und im Laufe von zwölf Monaten konnte sich bei einer Frau von bald neunzig Jahren gesundheitsmäßig so einiges verändern. Laut Auskunft des Heimpersonals litt Erika mittlerweile an leichter Demenz. Würde sie überhaupt in der Lage sein, Rosies Frage nach Gerd zu beantworten?

Unruhig trippelte die Achtzigjährige von einem Fuß auf den anderen, während Valerie aus der nächstgelegenen Gasse heraus auf sie zukam.



„Guten Tag, meine liebe Erika!“ Perplex starrte Rosie auf die zerbrechliche Gestalt vor sich. Diese kauerte in einem Ohrensessel, dessen Rückenlehne weit über ihren Kopf hinausragte und dadurch ihr Gesicht geradezu winzig erscheinen ließ. Ihre Beine in der zu weiten bordeauxroten Hose endeten knapp oberhalb des Fußbodens. Einzig in der Körpermitte schien ihre einst hochgewachsene, sehnige ältere Schwester noch nicht vollends abgemagert zu sein.

War das tatsächlich die einst so tüchtige, resolute Jugendliche, die gemeinsam mit der Großmutter den Haushalt besorgt hatte – so wie Rosie sie in all den Jahren vor Augen gehabt hatte?

Rosie war kurz davor, ihre zur Begrüßung ausgestreckte Rechte zurückzuziehen, als ihr Gegenüber ausrief: „Sieh mal an, wenn das nicht unsere kleine Rosmarie ist!“ Und schon griff die Hand der sieben Jahre älteren Schwester nach der ihren und drückte erstaunlich kräftig zu.

Rosie zuckte kaum merklich zurück. Bis auf ihren Namen hatte sie zwar kein Wort verstanden, doch diese Stimme mit dem leicht herablassenden Tonfall hätte sie überall wiedererkannt. Vor ihr saß in der Tat niemand anders als Erika. Mit einem Mal erinnerte sie sich auch wieder daran, wie gern diese die beiden „Kleinen“, wie sie die Zwillinge genannt hatte, herumkommandiert hatte.

Während die Pflegerin, die sich freundlicher Weise zum Übersetzen bereit erklärt hatte, noch sprach, fuhr Erika bereits fort: „Ich hätte nicht erwartet, dich in diesem Leben noch einmal wiederzusehen, nachdem wir uns jahrzehntlang nur geschrieben haben. Komm her, lass dich drücken!“

Gehorsam, wie sie als kleine Schwester stets gewesen war, beugte Rosie sich zu der Älteren hinab und ließ sich in die Arme schließen. Ein dezenter Duft von Eau de Cologne stieg ihr dabei in die Nase, der ihr seltsam vertraut erschien. Hatte schon ihre Mutter dieses Parfüm benutzt? Eine Welle familiärer Zuneigung durchströmte sie; verwandelte die gebrechliche alte Frau, zu der Erika geworden war, zurück in die Schwester, die Rosie für eine viel zu lange Zeit aus den Augen verloren hatte ...

„Du siehst genauso aus wie unsere Großmutter damals, weißt du das? Sie besaß das gleiche silberne Haar, und diese wasserblauen Augen hast du ebenfalls von ihr, Rosie“, murmelte Erika, deren Gedanken offenbar die gleiche Richtung nahmen. Sie hatte den Kopf gegen Rosies Schulter gelehnt, sodass die Übersetzerin Mühe hatte, etwas zu verstehen. Und dann rannen die Tränen über Erikas Wangen und durchnässten Rosies Blusenärmel.

In deren Augen standen ebenfalls Tränen, als sie gestand: „Es tut mir leid, Erika, ich hätte dich schon viel früher einmal besuchen sollen!“

„Das ist wahr!“ Erika richtete sich auf und nestelte ein besticktes Taschentuch aus ihrer Weste, mit dem sie sich die Augen wischte. „Weshalb hast du es dann nicht getan?“

„Nun“, antwortete Rosie und verkniff sich die Bemerkung, dass sie diese Frage ebenso gut umgekehrt stellen könnte, „Irland ging es damals zwar besser als dem zerstörten Nachkriegsdeutschland, aber auch für irische Verhältnisse kostete eine solche Reise eine ganze

Stange Geld, das meine Pflegefamilie schlicht nicht besaß. Dann heiratete ich und war von meiner eigenen wachsenden Familie so in Beschlag genommen, dass an weite Urlaubsreisen nicht zu denken war. Und bei alledem ...“

Rosie brach ab. Wie sollte – wie könnte – sie das jemals in Worte fassen? Die Jahre, die sie mit jedem Tag ein Stück mehr zur Irin hatten werden lassen; Zeiten, in deren Verlauf das einst so klare Bild der Heimat verblasst war. Die Häusergerippe und Straßen von Köln sowie der Rhein wurden ersetzt durch sanfte grüne Hügel, Klippen und Meer; ihre deutsche Familie – zuletzt bestehend aus dem Vater in Kriegsgefangenschaft, den zwei Geschwistern und der Großmutter – durch eine neue, geliebte, irische Großfamilie. Es waren Jahre gewesen, in denen sie, abgesehen von den seltenen Briefen nach Köln, jeden Bezug zu der ehemaligen Heimat verloren und nicht den geringsten Wunsch gehegt hatte, dorthin zurückzukehren – nicht einmal im Rahmen eines kurzen Besuches ...

Erika verstand auch ohne derlei Erklärungen. „Gut, gut, lass uns unsere kurze gemeinsame Zeit nicht mit Vorwürfen verschwenden. Berichte mir lieber, wie es dir und deiner Familie ergangen ist. Vier Kinder hast du, nicht wahr? Und diese Dame hier“, sie neigte den Kopf in Richtung Valerie, „ist vermutlich deine älteste Tochter?“

„So ist es!“ Rosie nickte verwundert. Hatte das Pflegepersonal nicht von einer beginnenden Demenz gesprochen? Davon konnte sie bei Erika nicht das Geringste feststellen. Vielmehr schien sich die Siebenundachtzigjährige an jede Einzelheit aus Rosies seltenen Briefen, die ihr jemand übersetzt haben musste, zu erinnern. Am Ende hatte sie, die selbst nie Kinder bekommen hatte, aus der Ferne mehr Anteil an Rosies Familienleben genommen, als dieser je bewusst gewesen war.

Auf jeden Fall konnte Rosie es unter den gegebenen Umständen kaum mehr erwarten, die große Schwester nach Gerd zu fragen. Sie

berichtete so knapp wie möglich, was sich seit dem letzten Brief in ihrem und dem Leben ihrer Kinder zugetragen hatte, und endete: „Doch nun genug von mir, Erika! Wie geht es dir? Fühlst du dich gut aufgehoben hier, wo du nicht länger allein lebst? Und“, ihre Stimme bebte nun leicht, „hast du vielleicht etwas von Gerd gehört?“

„Dein lieber Zwilling Gerd? Ha! Der Junge hat sich nicht mehr zu Hause gemeldet, seit er mit dreizehn Jahren zur See gefahren ist, das weißt du doch so gut wie ich! Nicht einmal vom Tod unseres Vaters konnte ich ihn in Kenntnis setzen!“

Erikas Augen funkelten zornig und ihre Hände zitterten vor Erregung. „Sein Leben lang hat er seinen Mitmenschen nichts als Ärger und Verdruss bereitet. Zuerst Großmutter und mir und dann Vater!“

„Das weiß ich doch, Erika“, beschwichtigte Rosie. „Du hattest es einmal in einem Brief erwähnt. Aber ich hoffte nun, im Alter ...“

„Tut mir leid, Mrs Healy, Sie sollten jetzt wohl besser das Thema wechseln“, unterbrach die Übersetzerin an dieser Stelle. Bislang hatte die junge vietnamesische Pflegerin wie eine professionelle Dolmetscherin vollkommen gelassen und sachlich ihr Gespräch übersetzt, doch in diesem Moment schien sie sich auch ihrer pflegerischen Pflichten bewusst zu werden. Ihr Lächeln wich einem besorgten Stirnrunzeln. „Es bekommt Ihrer Schwester ganz und gar nicht, sich derart aufzuregen!“

„Verzeihen Sie bitte, das habe ich nicht bedacht. Gestatten Sie mir nur noch eine einzige Frage zu diesem Thema. Es ist ausgesprochen wichtig für mich!“

„Nun, wenn das so ist ...“ Resigniert straffte die Pflegerin ihre schmalen Schultern und übersetzte Rosies fordernde Frage: „Aber weshalb, Erika? Das habe ich nie begriffen. Irgendetwas muss doch vorgefallen sein, dass Gerd so vollkommen und endgültig aus unser aller Leben verschwand?!“